

das durch diese besondere Willkür dem unterhaltenden und be-
lehrenden Werke die weite Verbreitung in allen Kreisen
des deutschen Volkes gesichert ist. Es ist dies Werk zugleich ein
nützliches Geschenk für unsere reifere Jugend, die eine Fülle von
Anregung darin findet.

Im Minuturformat des „Was sich der Wald erzählt“ ist
von denen Verleger eine reizende kleine Novelle erschienen, näm-
lich „Katharina“, Novelle von Gustav v. Buxtehude, Stuttgart,
Verlag von Neuber u. Neuber. Wie fast alle schöngeistigen
und poetischen Gegenstände gerät auch diese neueste Novelle
des begabten, beliebten und allbekannten deutschen Dichters durch
einen reichen Humor, meisterhafte Schilderung des täglichen
Lebens, eine vortheilhafte Charakteristik, schwingvolle Sprache und
einen gewählten, lebendigen und feinen Dialog aus. Uns hat
leider ein literarisches Produkt so ungemein angezogen wie diese
Novelle „Katharina“, in welcher uns der Verleger den Beweis
leistet, daß er noch immer mit feinem ursprünglichen Fische und
feinem geliebten Geschnitz zu arbeiten versteht. Wir
hoffen und wünschen, daß auch diese neueste Verlesung des Dichters
gleich jenem oben erwähnten lieblichen Märchenroman viele Aus-
lagen und einen großen Verkauf finden wird.

Der Formenschatz 1832 Leipzig und München. G.
Girb. Wieder ist ein Jahrgang dieses verdienstvollen Unter-
nehmens abgeschlossen und wiederum wird das rühmlich abgegebene
ganzzählige Urtheil vollst. bestätigt. Eine interessante und keineswegs
verächtliche Bereicherung hat der „Formenschatz“ durch eine Beilage
erhalten, die historische und stilvolle Behandlung der Schrift-
zeichen enthält, soweit sie von praktischem Nutzen ist. So
reicht wie im übrigen den Reichenbergerischen Ideen über Wieder-
belebung der Schrift wiederzuleben, so müssen wir doch anerkennen,
daß in Zuthaten und Schriftzeichen aller Art die feinsten Kunst-
stücke sind, die mittelalterlichen Hände unendlich geübt und
höflicher als die folgenden Jahrhunderte. Aber
sind wir über von diesen mittelalterlichen Arbeiten noch gar
nichts bei Hand. Abgesehen davon, geräth es uns zur Freude,
den Kunsthandwerkern besonders das schöne preiswürdige Unter-
nehmen, das eine großartige Fülle der besten kunstverderblichen
Motive bringt, von neuem auf das dringende empfehlen zu
können.

Kunsthistorische Bilderbogen, herausgegeben von
Semann, mit erläuterndem Text von Prof. Dr. Springer,
Leipzig, G. A. Seemann. Durch eine eben erschienenen Verzier-
ung ist dieses großartige und in seiner Bedeutung für kunst-
geschichtliches Wissen und ästhetisches Erlesen geradezu revolu-
tionäre Wert zu seinem höchsten gelangt. Würdiger konnte
verleitet nicht gedacht werden als durch diese anfangs nicht gegebene,
die antike Welt zu einem vortheilhaften Ansehen. Lange hat es
gehört, die in der Vergangenheit sich nicht gehalten hat, daß die
Decorationsweise der Griechen und Römer zu gemindert und
des göttlichen Stiles, der Renaissance und des Barock's, aus-
schließlich auf der Volkshygie, auf der Verwendung kunst-
voller Bemalung zur Architektur und Sculptur beruht hat —
und noch jetzt beagene wir selbst in rein gebildeten Kreisen die
schlechten Vorurtheile und unglücklichen Aberglauben. Hier werden
nun zum ersten Male dem wahren Fiskus und den glänzenden
Reichthümern der freigen Wissenschaftlichen und künstlerischen
Forschungen in den letzten Jahrzehnten vorgelegt und nur zu
bezaubern bleibt es, daß man nicht wenigstens ein Beispiel aus
der vollständigen Kunst des Mittelalters begünstigt hat. Nur
alle Fälle sind wir aber der rühmlichen und unübertroffenen Verlags-
handlung zu lebhaftem Danke verpflichtet, daß sie auch den in-
dem stichtelsten Kreisen durch diese einzelnen Kunstwerke, er-
stern sich die „Bilderbogen“ Gelegenheit geboten hat, von
dem unerschöpflichen Vorrath ihrer Kunst zu ziehen.

In Carl Heymanns Verlag in Berlin ist erschienen: Das
Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten in
seiner jetzigen Gestalt. Ausgabe mit Anmerkungen von Paul
Lanö. Das Werk will dem Gedächtnis nach einer billigen hand-
lichen Ausgabe des Allgemeinen Landrechts, welche den Text des-
selben in seiner jetzigen Gestalt veranschaulicht und sich im
übrigen auf die Anmerkungen der hiesigen in Betracht kommenden
Gesetzbestimmungen beschränkt, gerichtet werden. Die neue Ausgabe
schadet die ausdrücklich aufgehobenen sowie die unvollständig ver-
alteten Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts gänzlich aus
und tritt in die Anmerkungen die an ihre Stelle getretenen
neueren gesetzlichen Bestimmungen. Ebenso ist fortzusetzen auf alle
abändernden und ergänzenden gesetzlichen Vorschriften hingewiesen.
Ansolgebenden ist der Benutzer dieser Ausgabe in der Lage, jeden
Augenblick auf ihrer Stelle oder neben ihr abändernd oder
ergänzend in Betracht kommt. Das Werk dürfte jedoch nicht
namentlich aber den Studierenden und den jungen Juristen ein
willkommenes Hülfsmittel sein. Nur gute Ausstattung und cle-
gantem Einband ist ganz besondere Sorgfalt verwendet worden, so
daß der Preis von 10. ein billiger genannt werden darf. Es
dürfte namentlich für jüngere Juristen kaum ein geeigneteres Beih-
nachtsprechend geben.

Für die Redaction verantwortlich: J. S. Dr. A. Wolf in Halle

Die soeben erschienene 2. Feyerung des Brachtwertes „Die
deutsche Kaiserin“ Berlin und ihre Umgebung, geschil-
dert von Max Ring (Berlin) von Schmidt & Hartke in Stuttgart
enthält die Fortsetzung der Geschichte Berlins und wiederum noch
viere sehr interessante darauf bezügliche Abhandlungen.

Eingegangene Neuigkeiten.
(Beschreibung einzelner Werke vorbehalten.)

Der Rüssische Rufkan. Ein Versuch zur Erklärung der
Zustände und Gesellschaftsformen im modernen Russland von Dr.
Ludwig Golthof, Frankfurt a. M. Neumann, 1832, 8. 1 M.
Kritik des Entwurfs der Prüfungsordnung für Ärzte
bezüglich seiner Voränderungen in den Naturwissenschaften von
einem Naturforscher, Freiburg i. B., C. A. Wagner, 1832, 8.
Das Ohr in geübten und fronen Tagen von Dr. Ludwig
Löwe, Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten in
Berlin, 2. unveränderte Aufl. Berlin, J. Neumann, 1833, 8.
Künstler und Kunstschreiber. Ein Akt der Nothwehr
von Karl Carl Wünnen, Theodor Stroeter's Kunsterlag,
1832, gr. 8.

Die elektrotechnische Revolution. Populär-wissenschaftlich
dargestellt von einem Fachmann. München, Georg Köhler,
1832, 8.

Reinhardt's Brunn. Eine Mär vom Wald von Heinrich Seib,
Hildburghausen, Verlegerische Buchhandlung, 1833, 14. 8.
Friedburg. Zwei Romane. Zwei Romane von Emil
Reichkau, Frankfurt a. M., C. Neuber, 1833, 8.
Ein- und Ausfälle. Alerlei Humore von Emil Reichkau,
Frankfurt a. M., C. Neuber, 1833, 8.

Mannichfallsiges.

Als ein Sammelwerk gegen epidemische Krank-
heiten empfiehlt das „Australian Medical Journal“ das
Paradiesapfel. Dieser, auch Lebensapfel, Adamsapfel, Tomate
genannt (Lyopersium esculentum), in Südamerika, Ostindien,
am Mittelmeer u. vorkommt und bei uns im Garten gezeu-
tet, war schon länger unter Gärtnern und Blumenfreunden häufig
bekannt, daß er andere Früchte gegen Krankheiten schützte.
Seit man zum Beispiel Paradiesapfel, auf ihrem Stengel ge-
trägt, in einen Gerstebau, so wird leichter von Wolf, Brand
und ähnlichen Krankheiten befreit bleibt. Die zerstörende
Wirkung des Paradiesapfels gegen schädliche kleine Organismen
schreibt man allgemein dem Schwefel zu, den man bei vorge-
nommener Analyse in verhältnismäßig großer Menge in der
Pflanze findet. Viele Thatsache hat zum einige Leute auf die
Vermuthung gebracht, daß der Paradiesapfel auch bei anderen
Krankheiten der Menschen nicht ohne Wirkung sein müßte und
angelegte Versuche sollen die Vermuthung zur Gewißheit erhoben
haben, besonders bei Cholera und bösartigen Diarrhöen. Da der
Paradiesapfel ziemlich verbreitet ist, so wäre er als derartige
Mittel von großem Werth und die Mittheilungen des „Australian
Medical Journal“ verdienen jedenfalls die Beachtung von Fach-
männern.

Die Sanduhr in den Kirchen. In manchen Kirchen
findet man auf den Kanzeln noch Sanduhren, deren Bedeutung
vielen unbekannt ist. In alten Zeiten waren unsere Vorfahren
verpflichtet, sich genau nach ihnen zu richten, um mit ihren
Vorfahren eine ganze Stunde auszufüllen. Bei den ersten
Borten drehte die Uhr um und die dünnflüchtigen
Nedner liehen den Eingang ihrer Predigt so lange dauern, bis
das erste Viertelstundenmal auszuführen war. Dann begann die
eigentliche Predigt, die gewöhnlich drei Theile enthielt, von denen
der erste mit dem Auslauten des zweiten Viertelstundenmal
Ende war; das leer verwehende dritte Theil besetzte dann den
Redner, daß es Zeit sei, den dritten Theil zu beginnen, und auch
dieser wurde genau so lange ausgeführt, daß erst mit dem letzten
verwehenden Viertel das Amen erfolgte. Jetzt werden sie nur
noch als Nariitäten an demohrt.

Die Gewürze jetzt und früher. Bevor Columbus
America entdeckte und Vasco de Gama den Seeweg um das Kap
der guten Hoffnung heraus fand, waren Indien selbst die
gewöhnlichsten Gewürze ein so selteneres Gut. Nur das Pfeffer
der Insel von Sant Gilles in Longobard, als er sich von König
Ludwig IX. eine Gnade zu erbitten hatte, sein Gewürz durch nichts
wefamer unterstützen zu können meinte, als wenn er dem Monarchen
einige kleine Bündel Pfeffer brachte. Der Pfeffer hat sich in
Frankreich erst seit etwa 125 Jahren allgemein eingebürgert. Vor-
her wurde er in beschriebenen Indiens erlangt, was in gleichem
Maße, in daß die Karte der Gewürzländer, die in gleichem
Maße, einige Anzeigen davon zu bezeugen, über ihre Schwärze
schreiben: „Epicea Polivier“ (Schwarzpfeffer und Pfefferhändler).

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

(Der Bote für das Saalkthal.)

No. 50.

Halle a. d. S. 17. Dezember

1882.

Sehelt aus dem Walden. Schwarze Störche. (Schluß.) — Wästen-
hallen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie. Von
Dr. G. Sommer. 1. Die chemischen Grundlagen des Bodens. Weichholz-
bereitung in England und Amerika. — Wie sehen die Thiere? — Niera-
tur und Kunst. — Mannichfallsiges.

Aus dem Waldleben.

Schwarze Störche.

(Schluß.)

Woh! so manches Geschickliche hatte Fanny in der Stadt
während ihrer Kindheit von den wichtigen Geschäften und
Berufspflichten der Störche mit gläubigem Herzen vernommen,
hatte auch im zoologischen Garten solche langweilige Lieber-
bringer von Neugierde bemerkt, aber deren Kinder hatte sie
noch nie gesehen. Wie überaus reizend mußten diese sein, da
die alten Störche sich doch gewiß nur die allerhöchsten
Kinder für den eigenen Bedarf ausüben würden!
Aber entsetzt fuhr sie beim Vorhinden der Mähe zurück!
Aus einem Wirtswart von grauschwarzer Wolle ragten zwei
unverhältnismäßig große Schnäbel hervor, hinter denen hervor-
stehende, ebenfalls so groß erscheinende Augen sie anlogierten und
rothe Schläfen gähnten ihr weit geöffnet entgegen.
„Du wie häßlich!“ schauerte Fanny. „Das sollen Störch-
kinder sein? Solcher Weichselbälle wegen sind wir hierher
gefahren? Und der arme Fiedelkopf hat so viel gewagt! Utef,
das verzehre ich Dir nicht!“

Oben aber über dem leeren Neste schwebte stehend die
Storchmutter. War es doch, als hätte sie für ihre gerauten
Fiedelung um Schöpfung und Pflege — als wende sie sich an
das Herz des geschäftlichen Tierfreundes und als vernehme sie
den Spott der Städtlerin, welcher der Sinn für Naturschönheit
mangelte.

Über der Schönheitsbegriff der Störche ist nun einmal ab-
weichend von dem der Menschen, denn selbst die verständigste
Anna fand die jungen Vögel aber alle Begriffe häßlich.

Der alte Oberförster jedoch freute sich königlich über den
glücklichen Gang. Im Forsthofe wurde den jungen Thieren
der vorbereitete Hüterstall zur Wohnung angewiesen, ein Fass
mit Wasser hineingestellt und in dieses kleine lebende Frösche
gesteckt.

Anfangs wurden die Frösche in die aufgesperrten
Schnäbel gesteckt, bald aber hielten die Störche die Vöcher
selbst aus dem Wasserseife heraus. Aber einer der jungen
Störche fränste, der andere wurde erkranklich schnell, bekam
ein herrliches hohlschwarzes Gefieder und wurde außerordentlich
zahn. Sobald er kräftig genug war, sich auf seinen langen
Ständern zu erheben, folgte er seinem Herrn wie ein Hund
auf Schritt und Trit. Massenhaft verzehrte er Frösche, die
von Knaben einermweil gebracht wurden. Der Oberförster
war je ihm gern zu und er verstand es, sie mit dem Schnäbel
geschickt zu fangen. Das Wirtsbücher aber starb, wahrscheinlich
infolge der mangelnden Mutterpflege, nach kurzer Zeit.

Bald freuten sich auch die Mädchen über den neuen schönen
Hausgenossen, der so gravisitätlich auf den Firschen der Dächer
umherflogelte und, sobald er seinen Herrn sah, herabkam und
sich zu ihm setzte. Er hochte dabei auf dem Erdboden und
bewegte bettelnd die Flügel, bis ihm das Futter in den Schnäbel
empfohlen wurde. Dabei gedieh er zu einem feinen schönen
Störchensplan. Das glänzende Schwarz seines Gefieders
schillerte im Sonnenchein wie prächtiges Dunkelgrün.

Fanny jedoch konnte sich nicht anstellen, ihm Frösche zu
verarbeiten; der Storch wurde ihr sogar langweilig. Ueber-
haupt hatte sie sich das Leben im Forsthofe ganz anders vor-
gestellt, als es in der That war. Frische Milch trinken —
seltene Säfte abschöpfen — die girrenden Täubchen — die
gackenden Hühner — die hüpfenden Raben — wie schön, wie
idyllisch reizend hatte sie sich das alles gedacht! —

Jetzt sah sie, wie Anna mit der Sonne aufstand, nach der
Fütterung und nach dem Wellen sah, wohl gar ein krankes
Thier ärztlich behandelt und dann, fummelnd im Keller sitzend,
das Milchweien besorgen mußte, um später in den Garten zu
eilen und auch dort das Nothige zu thun. Wohl wollte Fanny
der Cousine beim Zegen der Gurtenerne helfen, allein sehr
bald that ihr der Rücken vom Bücken weh und vom Spargel-
steden bekam sie Blasen in die Hände. Dann setzte sie sich auf
eine Bank, lauschte dem Gesänge der Vögel, die sich in den
Zweigen zwischen den hübschen Apfelbäumen wiezten und sah
zu, wie ernst und mühsamd Anna arbeitete.
Fanny langweilte sich, nur wollte sie es um keinen Preis ein-
geben.

End Anna Zeit, mit der Freundin zu lesen, zu musizieren
oder in den Wald zu gehen, so that sie es nicht. Dann
pflichten sie zusammen Erdbeeren und labten sich an dem Ge-
truche der frischen Holzstöcker, die in schmerzigen Tagen in
den Schlägen aufgesetzt standen — aber kein junger Bär trat
hinter ihnen hervor, keiner, noch die Zweige zurück. D. wie
langweilig! Nur ältere, herbeirückte Förster begünstigten den
Mädchen jurellen und diese thaten dann wohl, ihre Frauen
in den einjamen Forsthäusern mit einem Besuche zu er-
freuen und mit Vergnügen wurden diese Einladungen an-
genommen. Solche Besuche brachten doch wenigstens eine kleine
Abwechslung in die Eintönigkeit ihres Waldlebens.

Einmal lagen die Forsthüter im Walde — aber die ein-
samsten Frauen, die brinnen walteten, füllten sich in ihrer Ge-
nüglosigkeit doch glücklich, wenn die Wirtshaus geüb und der
Mann nach den Anstrengungen des Tages ein freundliches Ge-
sicht mit heim brachte. Raum gönnten sie sich des Abends ein
Stündchen Zeit zur Lectüre oder des Sonntags zu einem
freundschaftlichen Besuche.

Es ward denn auch ein Sonntag gemäß, um die zunächst-
mohnte Frau Försterin in möglichster Ruhe anzutreffen. Anna
und Fanny wurden herzlich willkommen geheißen und im netzen
traulichen Stübchen ließ der Kaffee nicht lange auf sich
warten.
Bald nach ihnen trat auch die Frau Inspektorin von dem
benachbarten Bahnhofe ein, an welchem damals Fanny
den Zug verlassen hatte. Nachdem Anna der Ohren länger ge-
kommten Frau Schmidt den Namen der Freundin genannt und
ein lebhaftes Gespräch im Gange war, erzählte die, daß am
andern Tage, nachdem Fanny auf der Station ausgestieg, ein
sehr eleganter, aber etwas blaffer Herr sich erkranklich habe,
wobin wohl das Fräulein von hier aus gereist sei und wie sie
heißt.

Den Namen der Fremden mußte freilich Frau Schmidt
nicht zu nennen, wohl aber kannte sie Anna und deren
Vater.

Fanny schüttelte zweifelnd das Köpfchen.
„Wie?“ sagte Frau Schmidt. „Sie zweifeln?“ und dabei
entnahm sie ihrem Notizbuche eine kleine Karte, „Bitte, lesen
Sie!“

Herrmar Witthof, so stand darauf. Kenne keinen Herrn Wit-
hof — was ist mit ihm?
Frau Schmidt wendete die Karte und zeigte auf der Rückseite
die ziemlich geschriebenen Worte: bittet dringend um den Namen
ihrer schönen Kellergesährtin!

Glauben Sie mir nun? Frug die Inspektorin mit schelm-
ischem Vadeln. Jetzt erst erinnerte sich Fanny ihrem damaligen
vis-a-vis im Damphausen. Als aber gar die Redeliste er-
zählte, daß derselbe Herr nochmals die Station passirt und
abermals nachgefragt habe, überogt Purpurrothe das Gesicht-
chen des lieblichen Städtchens, welches von ihrer Waldschwe-
meret ein bedeutendes Theil bereits eingehitt hatte. Zum
Ueberflusse erhielt sie einen Brief von ihrer Mutter, welche
tränkelte und die Rückreise des kleinen Zugvogels wünschte.



So wurde denn die Abreise beschleunigt und Fanny fuhr mit ebenjo frohen und lebhaftem Herzen nach Berlin zurück, wie sie vor wenig Wochen die Stadt mit dem Waldeleben ver- tauscht hatte.

Anna war mit dem Vater wieder allein. Der Hochsommer mit seinen vielen landwirtschaftlichen Arbeiten und die Sorge um den Vater, dessen Gesundheitszustand nicht befriedigend schien, nahmen das Mädchen in hohem Grade in Anspruch, obgleich sie stets so viel Zeit fand, dem fränkischen Manne nach seinen Dienstgeschäften durch Vorlesen und Clavierpiel eine Unterhaltung zu verschaffen.

Der Vater süßte sich etwas einsam. Sein Liebling, der Storch, war südwärts gezogen, wahrscheinlich um an den Ufern des Nil die ägyptischen Zustände an Ort und Stelle zu studiren. War er mit den Eltern gezogen oder hätte er sich seinen weissen Beutern zugewandt? Wer konnte es wissen? Nur so viel stand fest: er war fort.

Herzlich schon sah es aus im Fortsgarten; sogar das Wein- laub hatte seine schöne Färbung verloren, aber hinter den gelben Blättern reiften die Trauben an den Spalieren. Vater und Tochter freuten sich des reichen Segens und so leiten von dem fast glänzenden, angenehmen oder durchsichtig grün, wie Smaragd glänzenden Beeren, als der Polster mit einem Beize in der Hand, zu sitzen trat.

„Bon Fanny!“ jubelte Anna. „Was schreibst du denn?“ fragte der Vater. „Warte nur Papa, gleich gleich!“ — und hastig rief sie das Couvert ab:

Fanny Berger
Herrmann Witzhof
Berlode.

Las sie. „Papa, das ist derselbe Herr, mit dem Fanny damals zu uns gefahren ist! Derselbe, der, als ich das Couvert verlies, ihr so schmeichlich nachsah. Er sah sehr blaß, sehr groß- hädtlich aus! Doch ich muß lesen was Fanny schreibt.“

Meine liebe einsige Anna!

Ich bin Braut! Glücklich, liebende und geliebte Braut! Aber lade mich nicht aus! Kein Eudimonium mit gebärmten Wangen, wie er mir einst als Ideal der Mäulichkeit vorichwebte, ist es — nun ein Weibchenmann mit kleinen, zarten, aber, weißt du, desto interessanterem Antlitz, in es, der ich mein's Herzeng's Gemüths hat. Nicht doch! — nicht demüthigt, das ist das rechte Wort nicht. Bezaubert hat er mich mit seinen Manieren, durch sein sanftes Werben um meine Liebe. — Mit solchen fäulnissvollen Bräutigam werde ich überall Ansehen er- zeugen — habe mit schon deshalb einen neuen, wunderwüßlichen Bewußtsein zugelegt, mit welcher Fieber — denn der Gut, den ich bei Euch mit hatte — hi, wie sieht der jetzt aus!

Zum nächsten Frühjahrs komme ich mit meinem Herrmann zu Euch in den Wald! Denn dem Walde und der Fahrt in denselben verdanke ich ja, weißt du — mein ganzes Glück!

Enkel erlaubt es gewiß, denn ich weiß, er hat ein bischen lieb Deine Fanny.

Nachschick. Wird gleich wenig Zeit zum Schreiben, denn mein Schreiben das sehr kommen, mich zur Der abzulösen. Habe ich oft zum Fortsetz zurückgegriffen, ob er kommt.

„s ist und bleibt doch ein richtiges Berliner Kind, diese Fanny!“ sagte hochachtungsvoll der Oberförster. „s ist nur gut, daß nie- mand hier war, der sich in sie hätte verlieben können! — das hätte Unglück gegeben! Stadt bleibt Stadt — und Wald glücklich hüllet!“

Um Gottes willen nicht, Papa!“ rief abseufzend die Tochter. — Mein, lieber Vater, der sich in sie hätte verlieben können! — das hätte Unglück gegeben! Stadt bleibt Stadt — und Wald glücklich hüllet!“

Und wirklich begleitete sie nun öfter mit treuer Sorgfalt den Vater auf dessen Waldspazier, bei jeder Witterung, denn ihre Vorliebe um seine Gesundheit war eine stets wachsende. Ihre Liebe konnte jedoch das thure Leben nicht erhalten; in den ersten Frühlingstagen machte der Tod das arme Kind zur mütter- und väterlichen Waise.

Wen aber auf dem Firne der Scheine ging der mit dem angebrochenen Tenge zurückgekehrte schwarze Storch suchend hin und her, kam herab auf die gewohnte Futterstelle und wartete verzweifelt auf die gebende Hand, die ihm so oft Futter zu- geworfen hatte. Hoch in der Luft umflog er den Fortschritt in weiteren und engeren Kreisen, ließ sich wieder nieder auf die Dächer und schien mit zitternder Aene und Anhänglichkeit seines Herrn zu warten.

Wo blieb dieser? Trat er denn gar nicht heraus aus der Haustür, mit der klindenden Gestirne voll Frösche? Höher und höher schwebte der Storch. Weiter und weiter wurden die Kreise, die er durchflog, bis auch er den verödeten Fortshof verließ.

Abhandlungen über Gegenstände aus dem Gebiete der praktischen Chemie.

Von Dr. G. Baumert.

I. Die chemischen Grundlagen des Backens. Weißbrotherstellung in England und Amerika.

Die englische Methode der Londoner Bäder beschreiben Stohmann und Horsford folgendermaßen.

Zunächst wird das Kernen (Gährungsregener) hergestellt. Zu diesem Zwecke vermischt man geschälte, zerdrückte und zerriebene Kartoffeln (5-6 Pfd. auf 250 Pfd. Mehl) mit 1-3 Pfd. Mehl und 1 Quart (1,136 Lit.) flüssiger Gärhefe und rührt die Masse unter Zulaß der erforderlichen Menge Wassers zu einem dünnen Brei an. Die sehr bald beginnende Gährung verläuft sehr energisch. Trotz dessen läßt man sie gänzlich 6-7 Stunden dauern, ehe man die gärende Masse weiter verwendet.

Nach Verlauf wird dieses gärende Gemisch in der Weise bereitet, daß möglichst stärkereiche Kartoffeln, nachdem sie ge- kocht, geschält und gerieben sind, mit Wasser zu dünnem Brei angerührt werden, den man durch ein Sieb laufen läßt. Auf je 100 g Kartoffeln erhält der Brei einen Zulaß von 60 g Hopsbuden oder Melasse und zwei „Kellen voll“ flüssiger Gärhefe. In England ist es nämlich der vorzuziehende Steuer- verhältnisse halber nicht möglich, Preßhefe durch Alkoholgährung darzustellen und zum Backen zu verwenden. An Stelle der zu theoretischen Preßhefe muß man sich mit flüssiger Gärhefe aus den Alkoholverweinen bescheiden um ein gähreres Gemisch herzustellen. Nur bei feinerem Brot gelangt in England Preßhefe zur Anwendung, die indessen aus Deutschland und Holland eingeführt ist. Auch wird die Preßhefe bisweilen durch sogenannte Stumpf- hefe ersetzt, die nichts anderes ist als ein unvollständiger Gährungsrest, welcher unter Umständen, dem unter Umständen noch eine Hopfenabkochung zugegeben wird.

Mit dem auf die eine oder andere Weise bereiteten Gähr- mittel wird zunächst ein Vorteig angerichtet, indem man das in 20 Pfund Wasser vertheilte gärende Gemisch mit Mehl zu einem steifen Teig annimmt. Derselbe geräht an einem warmen Orte liegend in so stürmische Gährung, daß die Kohlen- säure von neuem und da der Teig nun erbschlich an Gährigkeit zugenommen, geht er noch einmal so stark auf, wird aber wie- der von der Kohlenensäure durchbrochen und fällt abwärts zu- sammen. In diesem Stadium, wo der Vorteig sehr reich an Hefezellen ist, vertheilt man ihn in Salzwasser (auf 250 Pfund Mehl 2,5 bis 3,75 Pfd. Salz), theilt in dieses Gemisch die erforderliche Menge Mehl ein und erhält so den Hauptteig. Wenn dieser ca. 2 Stunden aufgezogen ist, wird er in 4 1/2 Pfund schweren Stücken bei 300° C. etwa 1 Stunde ge- backen.

Die beste Sorte des englischen Brotes ist das „weather bread.“ Zur Bereitung desselben nimmt man Wehl, von welchem 61,8 Theile aus 100 Theilen Weizen resultiren. 100 Theile dieser Wehlsorte liefern 124 Theile Brot. Die zweite Qualität ist bezeichnet als „standard white bread.“ 100 Theile Wehl, von denen 71 Theile aus 100 Theilen Weizen genommen werden, liefern 130 Theile solchen Brotes zweier Qualität. Die dritte heißt „household bread“ von dem hierzu verwendeten Mehle können auf 100 Theile Weizen 76 Theile und 100 Theile dieses Mehles entsprechen 143 Theilen Brot.

Die feineren Sorten bädt man in England in Wechform. Wegen der Vorzüglichkeit des englischen Gebädes hat man das Verfahren seiner Herstellung auch im Auslande zur Ausübung zu bringen gesucht, allerdings mit Hinzugabe von Kartoffeln, Hopsbuden und Melasse; fremde Bestandtheile, die dem Ge- schmack besonders der Pariser nicht zufagen.

In Amerika bereitet man das Weißbrot aus Maismehl. Eigenliches Brot läßt sich aus Maismehl bewegen nicht her-

stellen, weil es zu trocken sein würde. Die genöthigste, in den meisten Haushaltungen selbst gebundene Nahrung ist in den Vereinigten Staaten eine Art Kuchen, bei welcher Hefe und Sauerteig keine Verwendung findet. Gleiche Manntheile Maismehl und Sauermilch werden gemischt, mit etwas gereinig- ter Potasche, welche die zur Fokderung erforderliche Kohlen- säure liefert, vermischt und in Backformen von Eisenblech ge- backen. Der entstehende Kuchen von 2-3 Zoll Höhe wird meist noch warm gegessen.

Andere Vorschriften für derartiges amerikanisches Gebä- del verlangen:

- 2 Manntheile Maismehl
- 1 Weizenmehl
- 2 Sauermilch
- 1/2 Syrup

nebst den erforderlichen Mengen von Soda (als Fokderungs- mittel) und Salz. Das mit Hefe bereitete Maisbrot ist wegen seiner Trockenheit in Amerika nicht beliebt.

Wie sehen die Thiere?

Es ist dies eine Streiffrage unserer Physiologen. Man kann nicht leugnen, daß Thieraugen Farben wahrnehmen, aber jedenfalls andere Farben, weil ihre Gesichtsinstrumente andere sind, also von den Lichtstrahlen in besondere Schwingungen gebracht werden. Da der Bau des Auges bei den verschiedenen Thier- klassen verschieden ist, so müssen sie auch andere Sinnesindrücke erhalten und andere Farben sehen, da die Wirkung des Lichtes von der Beschaffenheit der Netzhaut abhängt. Nachthiere sehen im Dunkeln und meiden helles Licht infolge ihres Sehorganes. Wie von der Beschaffenheit der Netzhaut und des Gehirns die Lichtempfindung abhängt, so muß dasselbe auch in betreff der Farbe stattfinden, die also je nach dem Sehorgan bei jeder Thierart eine besondere sein wird. Hi bei den Thieren das Sehorgan sehr verschieden gestaltet, so müssen auch Licht- und Farbenempfindungen bei den einzelnen Thierarten sehr ver- schieden, bei jeder Art eigenthümlich sein.

Die Menschen und Wirbelthiere haben im Auge sogenannte Zapfen (Conspigen des Sehnerves) als Vermittler der Farben- empfindung. Wo sie fehlen, ist Farbenempfindung unmöglich; sind sie besonders gestaltet, so empfinden andere Farben. Vogel, Maulwurf, Riesenmaus, c. haben keine Zapfen, wenig also keine Farbe; Katte, Esel, Hund, c. haben wenig verblümmerte Zapfen, Tagraubvögel dagegen sehr viele, also großen Farben- sinn. Die Art der Zapfen wird die Art der Farbe bedingen, die man sieht. Manche Thiere haben in der Netzhaut zapfen- gefärbte Deltropfen, durch welche der Lichtstrahl geleitet muß. Dieses Deltropfen ist bald roth, bald grün, gelb oder blau und dies muß natürlich auch die Farbenempfindung bedingen und abändern. Die Taube z. B. hat rothe, der Frosch gelb- liche Zapfen, d. h. die rothen Tropfen lassen nur die rothen Lichtstrahlen durch und verblünnen die anderen. Die Tauben sehen also wie durch ein rothes Glas. Aus der Ver- schiedenheit der Farbe jener Tropfen ergibt sich, daß jede Thierklasse die Welt vorzugsweise nur in einer Farbe sieht, ihm erscheint die Welt anders als einer anderen Thierklasse.

Andere Thierklassen zeigen einen Bau des Auges, welcher von dem der Wirbelthiere sehr abweicht, z. B. die in viele flächen getheilten Augen der Insekten, denen daher von vielen Seiten der Lichtstrahl aufströmt. Die Insekten müssen deshalb ganz anders sehen als Thiere mit einfachen Augen, also be- sonderen Formen- und Farbenempfindung haben und nur einige Schritte weit wahrnehmen können und nicht sehen. Dabei besitzen sie starken Farbenempfindung, der ihr Führer zur Nahrung wird. Jede Abänderung des Lichtsinnes ändert dementsprechend auch den Farbenempfindung. Jede Thierklasse hat daher ihren be- sonderen Farbenempfindung je nach der Eigenart des Sehorganes und des nervösen Centralapparates.

Thiere können wir auf ihren Farbenempfindung nicht unteruchen, wohl aber Menschen, und da hat sich gezeigt, daß mindestens 4 Prozent in betreff des Farbenempfindung von den 96 Prozent abweichen, woraus wir mit Vater Sedgö folgern dürfen: „Es könnte möglich sein, daß die verschiedenen Thiere auch eine andere Stufenleiter für die Lichtempfindungen besitzen, wie es ja bekanntlich eine Farbenblindheit gibt, an welcher mehr Menschen leiden, als man meint und welche Eisenbahnbeamte leicht befällt. Man muß also annehmen, daß jede Thierart ihre besondere Farbenempfindung hat, welche ihrer Organisation

entspricht. Die anatomische Untersuchung ergibt eine reiche Fülle der verschiedenartigen Formen der Augen. Ein und dasselbe Sinnesorgan zeigt in den einzelnen Thierklassen die verschiedensten Eigenarten seines Baues, woraus sich auf be- sondere Betätigung schließen läßt. Die thierische Sinnes- empfindung ist daher für jede Art eine besondere und schließt sich der Lebensweise des Thieres an. Ist dem so, so muß man weiter folgern, daß kein Thier so sieht wie der Mensch; ist also der so oft behauptete Unterschied zwischen Thier und Mensch erweislich, so ließe sich ebenso am Geseh und infolge davon an der Sprache nachweisen.

Literatur und Kunst.

* Das Leben Dr. Martin Luthers, dem deutschen Volk erzählet von Wilhelm Meißner, ist der Titel eines Werkes, welches im Verlage von Georg Neichardt in Leipzig erschienen ist und eine dankenswerthe Gabe des aus dem Gebiete der Biblio- gogik rühmlich bekannte Verfassers genannt werden muß. Das Buch will die Charaktereigenschaften des großen Volksmannes in ein- fachen aber klaren Zügen dem deutschen Volke vor die Augen stellen und damit das Gedächtniß an eine große Zeit, wo der deutsche Geist eines neuen religiösen Aufschwungs nahm, indem er sich von der Herrschaft der Weltlichen befreite, erneuern helfen. Es schließt sich an die vortheilhafte Werke v. Köllin's an, welche den vorzuziehenden Standpunkt in der Lutherforschung ein- nehmen. Jeder Leser wird aus dem Werke eine Fülle herrlicher Gedanken und tiefegehende Anregung zur Ausbildung und Ge- staltung des eigenen Charakters schöpfen. Dem schon ausge- zeichneten Bild des Lebens Luthers nach dem Gemälde von Meißner, Porträt Luthers nach dem Gemälde von Meißner, in der Stadtliche zu Weimar sowie die Bildnisse seiner Eltern und seiner Frau beigegeben.

* Unter dem Titel „Erzählungen aus alten deutschen Städten“ ercheint im Verlage von Julius Neidner in Wies- baden ein Sammelwerk interessanter Inhalts. Die Erzählungen sind von dem Verfasser, an der Geschichte deutscher Ver- zogenheit und die Liebe zu den ehrwürdigen Städten, in denen unsere Vorfahren in Freud und Leid gelebt haben, in dem in- nere Volke zu wecken und zu erhalten. Jedes Jahr soll ein Band ercheinen. Der vorliegende erste Band bringt den „Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber“, eine Erzählung aus dem Jahre 1407 und 1408 von J. Bonnet. 200 Illustrationen von A. v. Schweitzer-Verchenfeld. Mit 60 großen Karte des Britanischen Reiches. (A. v. Schweitzer-Verchenfeld in Wien.) In 25 Bänden, a 60 Bf. oder in zwei Halbänden a 6 M. 75 Pf. Komplet geß. 13 M. 50 Pf. oder in Original- Bruchband 16 M. 20 Pf. — Dieles von uns schon mehrfach hervorgehobene, prächtig ausgestattete Werk liegt nun vollendet vor. Wenn wir ein reumütiges Schlußurtheil über das mit Illustrationen überreich ausgestattete Werk geben wollen, so möchten wir in erster Linie die glückliche Verbindung des historischen und kulturgeschichtlichen Elements mit dem geographischen und das seine Gefühl für Detailmalerei hervorheben. Nur auf diese Art war es möglich, das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende reger zu erhalten. Wodurch ist aber das Werk ausfallen von anderen Reisebeschreibungen unterschieden, das in der philologisch- relative Ton des Vortrages in allen Angelegenheiten, in denen es sich um die Wechselwirkungen zwischen Schaulust und Ge- schichte, zwischen der Scholle und ihren Bewohnern handelt. Man nimmt allerorts wahr, daß der Autor gründliche Vorstudien ge- macht hat, jeden Raum der geschichteten Gebiete aus eigener Anschauung kennt und seine Kenntnisse zu einem soliden Bau zu- sammengefügt sind. Das Werk wird sicher eine Stütze auf dem Bewusstsein der Leser sein.

* Unter dem Titel: Die Fahrt der Rega um Arien und Europa nach Nordenfeld's schwedischen Werke über die Arbeit und mit Anmerkungen versehen von Dr. M. E. Wolf- heim, Gen. da Fonseca hat die Verlagsbuchhandlung von Otto Zante in Berlin, um das für die Wissenschaft und Handel so hoch- wichtige Werk des berühmten Polarforschers Professor Nordenfeld auch dem größeren deutschen Publikum zugänglich zu machen, eine wohlfeile Ausgabe desselben herausgegeben. Man in dem schwedischen Originalwerk enthaltenen Untersuchungen über den das Weltliche beibehalten; dagegen sind die, das allgemeine Interesse in Anblich nehmenden Schilderungen der Fahrt der Rega und der von ihr besuchten Städte, Länder u. s. w., sowie die hinnehmenden Erzählungen von den Entdeckungen, Mühselig- keiten, Gefahren, kurz von allen Abenteuer, welche die Fahrt des Polarforschers erlebte hatten, vollständig wiedergegeben. Das Ganze ist zu näherem Verständnis vieler Einzelheiten von dem Bearbeiter Dr. Wolfheim da Fonseca mit geographischen, historischen, ethno- logischen und anderen erläuternden und belehrenden Anmerkungen versehen. Der Ladenpreis dieser 22 Bogen zählenden Ausgabe mit 66 Illustrationen, zwei Reicharten und den Porträts Norden- feld's und Wolanders (Kapitän der Rega) ist nur 6 Mark, 10

